

Sechster Jahrgang, Nr. 11.

Teplitz. März 1900.

Jüdische Chronik

Monatsschrift

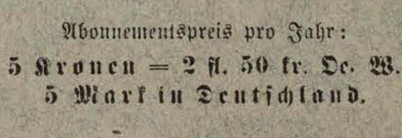
zur Verallgemeinerung jüdischen Wissens und zur Wiederbelebung des Interesses an allen jüdischen Angelegenheiten.

Herausgegeben und redigiert

von

Dr. Adolf Kurrein in Teplitz.

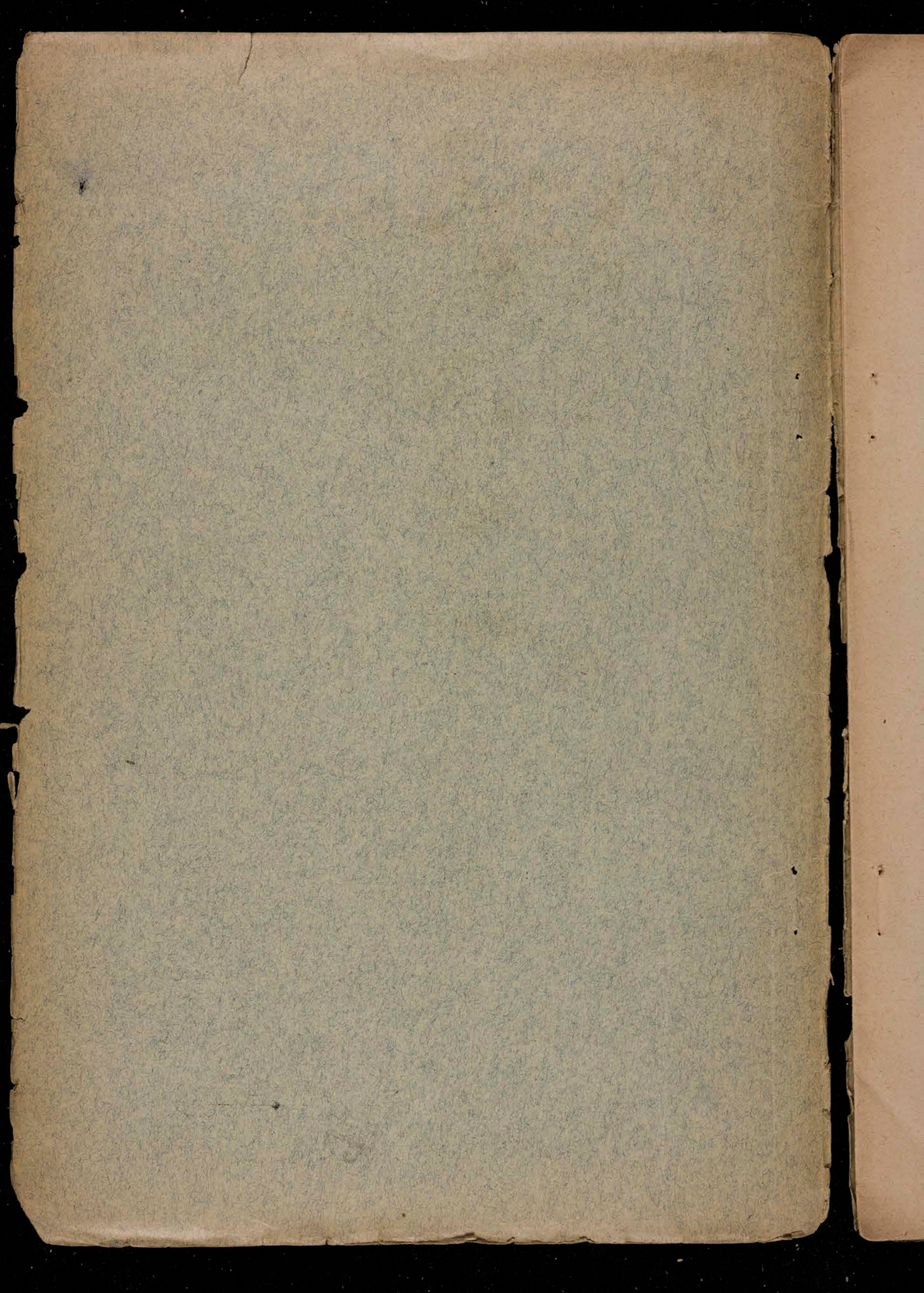
Inhalt:





Abonnementspreis pro Jahr:
5 Kronen = 2 fl. 50 kr. Oe. W.
5 Mark in Deutschland.







Monatsschau.

Christlicher Ritualmord?

Ein Ritualmord ist sowohl unter Juden als auch im Judenthume undenkbar. Das wurde mehr als ausreichend bereits in diesen Blättern nachgewiesen. Das geschah nicht zum erstenmale hier, das ist wiederholt wissenschaftlich und populär in der verschiedensten Form dargethan worden, was jedoch die Antisemiten nicht hinderte, immer wieder vom neuen, die Juden des Ritualmordes zu beschuldigen. Im besten Falle erklärt ein Antisemit, der um seiner vermeintlichen Bildung willen die Geistes- und Gemüthsrohheit verhüllen muss, die gebildeten Juden werden gewiss das Blutrituale aufgegeben haben, doch könnten immer etwelche fanatische Secten es im Gebrauche haben. Mit dieser scheinbaren Concession will er das Judenthum stärker als durch die verleumderische Beschuldigung selbst treffen, denn diese ist wissenschaftlich für jeden, der lesen und das Gelesene verstehen kann, von unbezweifelbaren Autoritäten widerlegt worden, die listige achselzuckende Annahme einer möglichen christenmordenden Secte läßt sich nie widerlegen und gestattet dem Zweifel immer Raum. Und trotzdem ist selbst eine jüdische Secte bei einem Ritualmord nicht entdeckt worden. Aber welche Ironie des Schicksals für die Herren Antisemiten! Trotz der größten Anstrengungen eines gelehrten Theologen vom Schlage des Herrn Theologie-Professors Dr. Rohling im Talmud und in dem hebräischen Schriftthum auch nur ein klein wenig Ritualmord zu entdecken, die nur den mächtigen „Reinfall" des großen Gelehrten, der im Talmud nicht lesen kann und von dem polnischen Täufling Brimanus genarrt wurde, zur Folge hatten; trotz der übermenschlichen Anstrengung der allezeit geschäftigen Antisemiten, Herrn Rohlings Entdeckungen practisch zu beweisen, konnte es ihnen dennoch nicht gelingen, selbst mit Hilfe eines Dr. Baxa den Ritualmord der Juden so klipp und klar festzustellen; aber welche Wendung! nicht in Polna, sondern in einem andern Winkel Europas wird ein ganz echter, wirklicher, nicht von Antisemiten fabricirter oder colportirter, sondern in optima forma aus-

geführter Ritualmord — aber nicht etwa von Juden, sondern von wirklichen Christen begangen! Was werden jetzt die Chinesen sagen? Werden sie nicht, wenn sie diese Nachricht lesen mit fetten Lettern in ihren Blättern abdrucken: „der Ritualmord der Christen ist erwiesen! „Christliche Blätter erzählen diese unläugbare Thatsache, und wenn das schon in Europa, in einem christlichen Staate geschehen kann, was für Morde müssen erst von den Christen in China verübt werden!" China besitzt wohl eine aus dem hohen Alterthum herrührende Cultur, doch kein Geist, keine Cultur und kein Alter schützt ein Volk, nicht auch unglückseligerweise einen Dr. Baxa hervorzubringen, und ein solcher chinesischer Dr. Baxa erklärt dann in Pecking öffentlich: „Widerwärtige Leute, Leute einer andern Rasse, Leute, die sich wie Thiere geberdeten, haben einen tugendhaften christlichen Mann zu dem Zwecke gemordet, um ihm den Teufel auszutreiben. Die Pflicht der chinesischen Gesellschaft, namentlich der obersten Spitzen derselben ist es, Gegenmaßregeln gegen diese Rasse zu ergreifen." Chinesisch ausgedrückt, dürfte das eine nicht zu missverstehende Aufforderung an alle Chinesen sein, überall Excesse gegen die Christen in China hervorzurufen.

Dieser von Christenhänden ausgeführte Ritualmord ist nicht etwa ein chinesisches Märchen, sondern eine höchst beklagenswerte That religiösen Wahnsinns, welche im Dorfe Altforst in Gelderland begangen wurde, worüber der „Tiel'sche Courant" nachstehende Einzelheiten berichtet: „Seit einiger Zeit hält eine gewisse Kategorie Protestanten streng orthodoxer Richtung wöchentliche Zusammenkünfte zum Zwecke des Gottesdienstes. Am Freitag Abends fand eine solche Zusammenkunft im Hause des Bauers Scherf in Appeltern an der Blauwe Sluis statt. Nun scheint sich bei den Versammelten der Gedanke festgesetzt zu haben, der Teufel sei im Hause und habe in dem Körper des Knechtes J. Brinkmann seinen Sitz aufgeschlagen. Auf den Ruf des Bauers erschien der Knecht nicht sofort, da er sich schon zur Ruhe begeben hatte, und so ging Scherf, Gott anrufend, selbst, um den Knecht zu holen. Scherf ließ dem Knechte keine Zeit, sich ordentlich anzukleiden, und führte ihn in das Zimmer, in welchem die Mitglieder der Secte, Männer und Frauen, versammelt waren. Der Bauer Scherf wollte nun den Teufel beschwören, und der Knecht, der von dem ganzen Vorgange nichts verstand, wurde plötzlich mit einem eisernen Blasrohr auf den Kopf geschlagen, so dass er ohnmächtig zusammenstürzte. Nun fielen Alle über ihn her und schlugen mit den Stühlen und mit anderen Gegenständen so lange auf ihn ein, bis der Tod eintrat. Auch nachdem der Tod eingetreten war, schlug man weiter, trampelte auf dem Leichnam

umher, so dass alle Glieder der Leiche gebrochen wurden und sie völlig unkenntlich ist. Am Morgen machte sich Scherf auf den Weg nach Batenburg, um seiner Mutter die Nachricht von dem Vorgefallenen zu überbringen. Bei seiner Rückkehr bereitete man ihm einen begeisterten Empfang, hielt ihm zu Ehren ein Gastmal und sang religiöse Lieder. Der Raum, in dem sich das Drama abspielte, bietet den Anblick eines Chaos: das ganze Zimmer ist mit Blut bespritzt, alle Stühle und sonstigen Möbel liegen in Stücken umher. Als der Vorfall bekannt wurde, nahm man den Thäter fest und brachte ihn, sowie mehrere seiner Mitschuldigen nach Tiel. Am Sonntag Abends wurden Vielen der Sectirer die Fenster eingeschlagen. Da die Erregung im Dorfe eine große war, hat man eine verstärkte Polizeiwache dorthin beordert."

Wie der „Nieuwe Rotterd. Courant" des Weiteren mittheilt, hatte der ebenfalls in Haft genommene Bauer Spiering die Absicht, eines seiner fünf Kinder als Opfer darzubringen. Ueber die Person des Scherf erfährt das genannte Blatt folgendes Nähere: Der Mörder leidet an religiösem Wahnsinn, von dem auch seine Familie und einige seiner Freunde ergriffen wurden. Als er den Mord begangen hatte, behauptete er, den Teufel ausgetrieben zu haben. Er hält sich selbst für den Messias und fand in seiner Umgebung auch Leute, die das glaubten. Nach der That flüchtete er nicht, sondern holte Anhänger und Freunde herbei. Singend zogen diese in das Haus des Mörders und singend und betend traf die Polizei von Tiel den Mörder an. Alle waren glücklich, den Teufel vertrieben zu haben. Scherf ist 27 Jahre alt und verheiratet mit einer Witwe Blanken, Mutter von fünf Kindern.

Der „Arnheim'sche Courant" veröffentlicht weitere Mittheilungen über den Sectenmord in Altforst. Ein in Deutschland wohnendes Weib, welches der Secte angehört, soll eigens hergereist sein, um der Ermordung des Knechtes Brinkmann beizuwohnen. Die Nachts um 3 Uhr zusammengelaufenen Sectirer hieben mit Stühlen auf die verstümmelte Leiche ein, der sämmtliche Rippen gebrochen wurden. Die Bevölkerung befindet sich in einem wahren Aufruhr und wüthet gegen alle Protestanten. Die Wohnungen der Pfarrer von Altforst und von Maasbommel wurden bedroht. Letzterer Pfarrer hat die Flucht ergriffen. Die Behörde verhaftete auch einen Mann aus Maasbommel, der ebenfalls ein Opfer darbringen wollte und den Kindern im Dorfe nach dem Leben trachtete. Die Frau des Mörders Scherf erklärte, auch ihr ältestes Töchterchen hätte geopfert werden sollen, deshalb nahm man ihr ihre fünf Kinder weg und brachte sie bei einer Familie in Sicherheit.

Dasselbe geschah mit den drei Kindern einer Witwe, die ebenfalls der Secte angehört. Die Mitglieder der Secte gehören alle zu dem eingesessenen Bauernstande. Scherf behauptet, Jesus zu sein, und einer seiner Anhänger erklärte laut, dass eine Million Engel ihn beschirmen würde. Scherf wurde durch das Volk misshandelt; ein Bruder von ihm wurde in die Maas geworfen. Am Montag hat die Polizei mit dem blanken Säbel das Grundstück eines der Sectirer gegen die Menge vertheidigen müssen. Ansammlungen von mehr als drei Personen sind durch den Bürgermeister verboten.

Hier liegt eine unleugbare, unzweifelhafte Thatsache vor, dass ein Mord von Christen aus religiösen Motiven begangen wurde, und wiewohl es jedem vernünftigen Menschen ferne liegt, wiewohl es keinem Juden, er sei nun orthodoxester oder indifferentester Schattirung, in den Sinn kommen wird, das Christenthum für diesen Mord verantwortlich zu machen oder gar der christlichen Religion ihn aufzubürden, so ist es eine bedeutungsvolle Frage, ob nunmehr consequenter Weise die Antisemiten, die Christlich-Socialen und deren Blätter, oder auch conservative christliche Zeitungen, wie das Vaterland und Osservatore u. a. m. analog ihrem Verhalten den Juden gegenüber diesen Mord als christlichen Ritualmord bezeichnen werden, oder ob sie ihren logischen Fehlschluss auch den Juden gegenüber einsehen und bedauern werden, nachdem sie erfahren, wie einst der Heidenpriester Jethro zu Moses, inbezug auf die Aegypter, sagte; „Was sie gegen die Juden gefrevelt, das kommt nun über sie!"

Allerdings sind wir es gewohnt, Juden und Christen nie mit gleichem Maßstab gemessen, nicht mit gleicher Logik beurtheilt zu sehen. Das zeigen schon die Zeitungsberichte. Wird ein Jude eines Mordes verdächtigt und auf die Verdächtigung hin — ein Beweis oder Ergreifen auf frischer That ist nur bei Christen, jedoch nicht beim Juden nothwendig — der Ritualmord von den Antisemiten als erwiesen hingestellt, so wird der Bericht in allen Zeitungen mit dem Schlagworte „Jüdischer Ritualmord" veröffentlicht. In diesem Falle, wo von einer christlichen Gesellschaft ein Ritualmord wirklich begangen wurde, da führt der Bericht den Titel: „Eine blutdürstige Religionssecte", „Mord im religiösen Wahnsinn" u. dgl., beileibe aber wird das Wort „christlich" dabei nicht genannt. Das ist ganz in Ordnung, weil das Christenthum mit dieser That der Christen nichts gemein hat. Aber gleiches Recht für alle, gleiche Logik für christlichen wie jüdischen Verstand, und was dem einen recht, ist dem andern billig, und wenn die Herren Ritualmord-Fabrikanten wieder einmal einen

jüdischen Ritualmord entdecken, mögen sie an die „blutdürstige Religionssecte" oder an den „religiösen Wahnsinn" denken und „jüdisch, Judenthum und Juden" aus dem Spiele lassen, denn Christen, ob wahnsinnig oder vollsinnig, sind Psalmen singend und tanzend beim Menschenmorde aus religiösen Motiven gefunden worden, aber niemals Juden. Christen und zwar orthodoxe Christen in Russland haben im religiösen Wahne Menschen lebendig begraben, aber niemals Juden. Wir Juden werden uns hüten, die Christen darob des Ritualmordes zu beschuldigen, aber wir müssen uns im Hinblick auf diese Vorgänge verwahren, dass Christen die Juden fernerhin mit solchen niederträchtigen Beschuldigungen und Verleumdungen behelligen. Unbegreiflich ist die Unverfrorenheit und Verlogenheit, mit welcher die „Narodny Listy" das von Protestanten verübte Verbrechen als eine von einer jüdischen Secte begangene Blutthat hinstellt. Hat die „Narodny Listy" ein so dummes Lesepublikum? Wo bleibt der Staatsanwalt? Braucht der nur für „Los von Rom", nicht für Juden in Oesterreich einzutreten? Liest er nicht, wenn etwas gegen die jüdische Religion gelogen wird? Ist das nicht eine böswillige Verleumdung, eine öffentliche Verhetzung der „Narodny Listy" gegen eine gesetzlich anerkannte Religionsgenossenschaft, und da hätte ein k. k. Staatsanwalt nicht seines Amtes zu walten? Oder ist der Prager k. k. Staatsanwalt so wie der Kuttenberger noch nicht mit sich im Reinen, dass es keinen jüdischen Ritualmord gibt?

Wundern müssen wir uns nur, dass die auf Umbildungen so gut eingeschulte Zeitung der „N. L." nicht auch schon die neueste Nachricht vom ritualen Kinderdiebstahl eines jüdischen Klosters in Krakau ihren naiven Lesern aufgebunden hat. Vorderhand gibt es allerdings noch keinen jüdischen Ritual-Kinder-Diebstahl, und die Insassen eines christlichen Klosters in Krakau haben einem jüdischen Bankier, namens Araten, sein Töchterchen entführt und verweigern trotz der energischen Reclamationen des Vaters die Herausgabe. Das entwendete Mädchen wird nun schon 5 Wochen lang bei Nacht und Nebel von einem Kloster in das andere gebracht. Der Vater hat sich nach Wien an den Justizminister gewendet, jedoch sein Kind hat er noch immer nicht! Was würde geschehen, wenn ein jüdisches Kloster, eine jüdische Gesellschaft von Männern oder Frauen einen solchen Christenkinder-Diebstahl, natürlich zu frommen Zwecken, um es in den Schoß Abrahams zur ewigen Seligkeit zu bringen, ausführte? Wahrlich, die Juden hätten, wie jener Richter in Wiener-Neustadt sagte, nicht zu lachen. Wie viel jüdische Holleschaus gäbe es

schon! Wie viel Arbeit hätten die Antisemiten, wie viel Reisen mit Ritualmordflugschriften hätte schon Mechanikus Schneider unternommen! Den Juden aber kann ein christliches Kloster ein Kind entführen, und die Eltern können noch von Glück reden, wenn sie das Kind zurückbekommen und der Entführungsparagraph des Strafgesetzbuches gilt für Klosterfrauen nicht! Allerdings muss man gerecht sein; die Klöster sind in dieser Richtung tolerant, ihnen kommt es auf die Confession und den Rang gar nicht an. Jüngst hatten sich die Vormünder einer adeligen Waise in ähnlicher Weise über die Nicht-Herausgabe ihrer unmündigen Mündel katholischen Glaubens zu beschwören, und was den Christen recht, kann uns Juden auch billig sein. Viele assimilatorische jüdische Großen werden gewiss noch stolz darauf sein, dass das Krakauer Kloster eine so rühmliche Ausnahme in unserem antisemitischen Zeitalter macht und Juden und Christen gleiches Unrecht widerfahren lässt. Und welch ein rührender Unterschied zwischen den höhern Töchterschulen Berlins und den weiblichen Klöstern in Krakau! In Berlin will man um keinen Preis die höhern jüdischen Töchter aufnehmen und im Kloster zu Krakau entführt man mit Gewalt eine noch niedere dreizehnjährige jüdische Bankierstochter. Welch ein Abstand, ja wie weit ist Berlin gegen Krakau! Deutschland gegen Galizien zurück! Berlin hat noch nicht einmal weder einen jüdischen noch einen christlichen Ritual-Kinder-Diebstahl!

K.



„Jüdische Realpolitik in Oesterreich".

Von Dr. Adolf Kurrein.

Unter vorstehendem Titel erschien von Dr. M. Rosenmann eine Brochüre, welche verdient, dass weitere jüdische Kreise ihr ernste Aufmerksamkeit zuwenden. Seit dem Ausbruch der Antisemiten-Epidemie, welche nunmehr Jahrzehnte wüthet und bereits große Opfer kostete, sind wie bei allen neuen Krankheitserscheinungen, denen gegenüber die Medicin rathlos steht, alle möglichen Vorschläge zur Bekämpfung, zur Beseitigung oder wenigstens zur Localisirung dieses Krankheitserregers gemacht worden. Ein Heer von Brochüren wurde auf den ohnehin nicht sehr gesuchten und noch weniger besuchten jüdischen Büchermarkt geworfen ein Meer von Tinte wurde verschrieben und ganze Ballen von Lumpen verbraucht; die Lumpe sind dennoch geblieben, der Antisemitismus wurde nicht in die Tinte gebracht, nicht darin umgebracht, und

wir Juden sind nicht viel gescheidter geworden. Der Grund lag darin, weil diese Brochüren mehr oder weniger Guerillakampf führten, jeder Führer in anderer Weise angriff, nach anderem System kämpfte, die meisten einen Plan überhaupt, andere einen einheitlichen Plan nicht besaßen und niemand es zu einem System brachte. Ganz anders tritt die „Jüdische Realpolitik in Oesterreich" auf den Plan. Sie bringt uns ein Neues, ein wirklich neues, noch nicht dagewesenes, ein ziemlich ausgearbeitetes System, nicht etwa wie wir den Antisemitismus spurlos von der Erdoberfläche wegfegen und aus dem Menschenherzen gänzlich verwischen werden, sondern wie wir uns unter den gegebenen Verhältnissen einrichten müssen. Das sind nicht Rathschläge, Winke, sondern ein völliger Plan, nach dem wir consequent vorgehen müssen, um uns in der Defensive zu behaupten, und durch ein kräftiges Standhalten dem Gegner nicht gestatten, Boden zu gewinnen und vorzurücken; und wer nicht vorrücken kann, muss schon nach dem alten Satz unserer Weisen zurückweichen. Schon der Name „Jüdische Realpolitik" bildet einen Keulenschlag für unsere jüdische Kopflosigkeit und unsere Führerlosigkeit. Eine Politik wird für und von uns verlangt. Ja diese thut uns noth, diese besitzen wir nicht. Seitdem es keine Juden in Spanien gibt, sind die jüdischen Politiker ausgestorben. Der letzte war noch Menasse ben Israel, doch seit seinem Tode ist jede Politik aus dem jüdischen Geiste geschwunden. Wir haben viele politische Kannegießer, aber keine jüdische Politik und keine jüdischen Politiker. Alle unsere jüdischen Politiker, die für uns Politik trieben, haben uns an den Rand des Abgrunds, zum Selbstmord geführt, haben uns zum Aufgeben unseres eigenen Selbst und Wesens, wenigstens zum äußerlichen Anschmiegen und Anpassen bei innerer Hohlheit und Leere an fremde Gebilde, Grundsätze, Lebensanschauungen und politische Strömungen und Wandlungen veranlasst, geführt und oft gedrängt, und was eine jüdische Politik sein wollte, war nichts weniger als eine jüdische, nicht einmal eine ideal-jüdische Politik, war eine Politik für fremde Hände, ein Hinüberschlummern in den Tod des Judenthums und in dessen Aufgehen in der Gesammtheit. Diesen durch die Thatsachen der Wirklichkeit, durch die Verhältnisse bankrott gewordenen Stand beseitigt mit einem Worte die „Jüdische Realpolitik in Oesterreich". Wir sind auf dem Standpunkte angelangt, wo das erste und zwingende Gebot lautet: Selbsterhaltung.

Das einzige Mittel zur Selbsterhaltung ist Organisation. „Das Judenthum" — sollte richtiger heißen: die Judenheit — so heißt es S. 20, „braucht eine vollständige Organi-

sation und an dessen Spitze eine verantwortliche jüdische Vertretung als Organ für die höhern politischen Functionen." Erst wenn sich diese Erkenntnis im Geiste und im Verständnis jedes einzelnen und der großen Menge unseres Volkes Bahn gebrochen haben wird, dann brauchen wir an unserer Rettung nicht zu verzweifeln. Allzuschnell wird es nicht gehen. Wir sind nicht politisch reif genug, um den Werth der Organisation für ein Volk zu verstehen. Als der Antisemitismus nur erst seine schwachen Schatten voraus warf, rief der selige Dr. Jellinek vor etwa 2 Jahrzehnten in der „Neuzeit", seinem Organ, die Judenheit zur Organisation auf. Leider war er nur Mann der Rede und nicht der That und vermochte nicht die Organisation selbst in die Hand zu nehmen, so blieb sie auch ein schöner Artikel auf dem Papiere. Seit 6 Jahren hat die „Jüdische Chronik" mit allen Mitteln sich für die Organisation auf der ganzen Linie eingesetzt. Mit Befriedigung läſst sich heute constatiren, daſs dieser Gedanke der Organisation nicht mehr wie ehedem von den sich allmächtig dünkenden Gemeindehäuptern mit vornehmer Verachtung abgethan wird, sondern daſs der Wunsch und der Wille, ja das Verlangen nach Organisation immer mehr Boden im Volke unter den Juden gewinnt und bald zum allgemeinen Nothschrei werden wird, der über die darüber unwilligen Häupter zur Tagesordnung übergehen und sie sanft oder unsanft abschütteln wird. Judenthum und Judenheit bedürfen unbedingt sollen sie für die Dauer sich erhalten und sich nicht langsam und allmälig — wie es ja viele wünschen, — abbröckeln und zerbröckeln, einer gründlichen Organisation. Leider fehlt uns der General mit organisatorischem Talente und die organisirenden Feldwebel. Doch ist nur erst alles von der Nothwendigkeit der Organisation der Judenheit zunächst und dann auch des zerfahrenen Judenthums durchdrungen, werden sich auch die Männer dazu finden.

Was anders als Organisation der gesammten Judenheit war die Idee der Gründung einer Allianz durch Cremieux, der ja ein wirklicher Staatsmann, ein echter Politiker war. Bedenkt man, daſs diese Idee aus dem Damaskus-Attentat auf Juden und Judenthum hervorging, so war ebendarum die beste Abwehr gegen etwaige fernere ähnliche Attentate gegen die Judenheit nach seinen Intentionen nur das imposante Auftreten einer Vertretung der Gesammtjudenheit; das sollte die Alliance israelite sein. Was ist aus dieser geworden? Eine Miſsgeburt dieser großen Idee Cremieux! weil unsere damaligen Häupter, die großen Assimilanten,

nur das Heil der Judenheit in jedem Mangel an Selbständigkeit, im Aufgehen in der Menge sahen. Darum hat die Alliance bis auf die Humanität — dieses Mädchen für alles — die das ganze Judenthum in sich aufnehmen, es bei den Meisten ersetzen solle — für Judenthum und Judenheit wenig oder gar nichts geleistet; hat aber, ohne dass sie geworden, was sie hätte werden sollen, dennoch bei den richtigen politisch denkenden Christen den Gedanken hervorgerufen und befestigt, sie sei eine Organisation der Judenheit, was sie leider nicht ist, weil es unsere unpolitischen Häupter perhorrescirt haben. Mit einem treffenden Worte bezeichnet der Verfasser die Alliance, die Union, die Cultusgemeinde, den israelitischen allgemeinen Gemeindebund — der böhmische existirt für ihn nicht — unzureichende Surrogate einer officiellen politischen Vertretung. Alles dieses und noch mehr wurde in der „Jüd. Chronik" im Jahrg. V. S. 60 unter dem Titel: „Alliance, Union, Gemeindebund, Zionismus, Verbände und — kein Verband" des Ausführlichsten erörtert, die Fehler aller dieser Vereine wurden nachgewiesen, ganz so wie sie auch hier in der Realpolitik erkannt und schonungslos ausgesprochen werden und jeden logischen Verstand, jeden richtigen Denker zu dem nothgedrungenen Schluss führen, wir müssen zu unserer Rettung und Erhaltung ein Organ für die höhern politischen Functionen haben. Das ist eine Wahrheit, die wie ein Axiom feststeht, und wenn wir Juden oder unsere Intelligenz das noch nicht einsehen, so haben wir, um mit Jesaia zu sprechen — auch keine Einsicht.

Mit richtigem Blicke erkennt der Verfasser, dass die meisten Cultusvertretungen und ihre Verbände für diese politischen Functionen ungeeignet sind. Der beste Beweis hiefür sind die neu gegründeten Gemeindeverbände, die sich die Blamage ihrer Gründung hätten ersparen können, da sie bisher weder durch Wort noch durch That verrathen haben, dass sie die Weisheitscapacität der jüdischen Gemeinden, die Summe der Einsicht aller Juden sind und den Kopf darstellen, der die ganze jüdische Intelligenz concentrirt.

Nach dem Stand der Dinge in der Gegenwart wäre niemand anderer als der Zionismus berufen, die politische Leitung der Judenheit in die Hand zu nehmen, er hat auch bereits die Probe abgelegt, dass er ein Organisationstalent besitzt, wie bisher kein jüdisches Organ gezeigt. Dieser Gedanke, selbst wenn die ganze Judenheit dem Zionismus Gefolgeschaft leistete, scheiterte an dem mit aller Energie festgehaltenen Plane Dr. Herzl's, einzig und allein die Kräfte der

zionistischen Idee zu widmen, das eine Ziel ausschließlich mit allen Mitteln zu erstreben und allen Abirrungen sich ferne zu halten und durch Nebenströmungen nicht das Hauptziel zu verlieren: „Keinen Zionismus ohne Zion!“ Die „Realpolitik“ ist nicht antizionistisch, im Gegentheile dem Zionismus wohl gesinnt und aus Wohlwollen für den Zionismus redet sie auch dem „Zionismus ohne Zion“ das Wort und wünscht einen Compromiss der Nicht-Zionisten mit den Zionisten. Das ist nicht so ganz ohne und darf nicht a limine abgewiesen werden. Dafür trat die Chronik wiederholt ein, und viele Rabbiner, die ehedem, wenn nicht antizionistisch, so doch nicht zionsfreundlich waren, treten nun in dem Sinne für den Zionismus ein. Es mag für einen Zionisten mit Leib und Seele kein Ideal sein, aber ein Politiker hält sich mehr an das Reale als an das Ideale, und so dürfte das Verhältnis zu den Zionisten ohne Zion sein. Es lässt sich einmal nicht läugnen, wir Juden haben seit der babylonischen Gefangenschaft den nationalen Einheitsgedanken verloren, und der Mangel an Organisation hat uns auch die Fähigkeit, einem einzigen Gedanken sich zu unterordnen, benommen. Unsere Reichen, denen, wie schon der Talmud frühzeitig erkannte, der Geldsack lieber als das Leben ist, und unsere Intelligenz, die allen Literaturschund aus Intelligenz und Wissensdrang kauft und liest, im Theater mit bewaffnetem Auge sorgfältig besieht und für so vieles andere, was nicht intelligent ist, Geld mit vollen Händen ausstreut, in nervöse Zuckungen jedoch geräth, wenn eine jüdische Zeitung oder ein jüdisches Buch ins Haus geschickt wird, sich bemüht, rascher als des ärgsten Antisemitismus sich dessen zu entledigen; diese zwei Verbündeten, Geldaristokratie und Intelligenz, die bei jedem andern Volke die festesten Säulen seines Volksthums bilden, die können wir ohnehin für die Reise nach Zion nicht brauchen, die wollen wir gar nicht mitnehmen, sie könnten uns ein unnöthiger Ballast, wie einst der ägyptische Tross bei der Wanderung in der Wüste, sein, einen neuen Tanz um das goldene Kalb in Zion beginnen und wieder die Zertrümmerung der neuen Zionstafeln veranlassen. Darum lassen wir ruhig unsere Geldaristokratie und Intelligenz, die ihr jüdisches Herz noch nicht entdeckt haben und zu dieser Entdeckung wahrscheinlich nie gelangen werden, ruhig ihrem Verchristlichungs-Geschick entgegengehen und verhüten wir nur ihre Gegnerschaft. Sie sollen dem Zionismus nicht feindlich entgegentreten, ihm nicht zu vielen andern Hindernissen noch solche in der eigenen Mitte bereiten. Sie mögen ihr Gewissen damit abfinden, dass so viele Tausende für einen Reichen und einen Assimilanten schwere Märtyrerschaft tragen müssen, dass sie, wie

die Babylonier den Abziehenden reiche Geschenke mitgeben und für die armen Juden, die sie nicht als ebenbürtige Brüder ansehen, einen jüdischen Staat gründen helfen. Das sei den Zurückbleibenden nicht erlassen. Denn durch den Abzug vieler Juden aus jedem Staate werden die Zurückbleibenden den größten Nutzen ziehen und andererseits werden sie es sicherlich nicht verschmähen, wenn der Staat durch die Arbeit, den Schweiß und den Fleiß der Armen wohlbegründet sein wird, ein behagliches Syndicatsplätzchen unter den obersten Zehntausend dort zu suchen und zu finden. Dafür mögen sie jetzt eine Abschlagssumme geben, und der Zionismus kann mit ihnen cooperiren und den jüdischen Gedanken bei diesen Schwächlingen stärken, vielleicht noch so manche für sich ganz gewinnen.

Der „Realpolitiker" strebt aber nicht allein eine Cooperation mit den Zionisten, sondern auch mit den nichtjüdischen Parteien an, und *damit wird er zum Wegweiser für das politische Vorgehen der Juden in aller Zukunft.* Die Erfahrung und den Erfolg einer solchen Politik können wir nirgends so gut, und aus nächster Nähe, wie in Oesterreich kennen lernen. Was haben Czechen, Slovenen, Polen, Conservative, Christlich-Sociale nicht alles durch Cooperation bei uns erreicht. Was sind die Slaven seit 1848 bei uns in Oesterreich geworden! Was haben wir Juden erlangt? Den Antisemitismus! Welche Partei, welche Nationalität hat uns dagegen geschützt, schützt uns noch heute? Waren wir nicht immer treue Bundesgenossen? Den Dank, den wir wohl begehrten, erhielten wir nicht. Wären wir Juden eine Nation geblieben, so hätten wir als *Juden* eine Vertretung in allen Stellen, dann wären wir eine *gesuchte Bundesgenossenschaft* gewesen, hätten unsere Bundespflicht gethan, dafür aber auch Anerkennung und Lohn gefunden, und so haben wir den Schaden und für den Spott brauchen wir nicht zu sorgen. Wer unter den Juden noch etwas Selbstgefühl in sich trägt, der muss nicht allein sagen: „Stellen wir uns auf eigene Füße", *der muss eifrigst dafür Propaganda machen.* Ganz richtig begegnet der Verfasser dem Einwande, den man oft von den gebildeten Juden hört, dass die Juden sich nicht unterordnen, mit den Worten: „*Gleich wie flüssig gewordene Substanzen sich schnell um einen gegebenen Faden krystallisiren, ebenso würden sich die durch die Noth mürbe gewordenen jüdischen Massen willig zu einer Partei zusammenschließen, insoferne nur ihr dunkles Wollen und Wünschen einen Stützpunkt fände in*

einem Programme, das ihren realen Verhältnissen entspricht, und in vorgezeichneten Aufgaben, deren Erfüllung eine thatsächliche Besserung ihrer Lage bedeuten würde und deren Durchführung und Durchsetzung die Bildung einer geschlossenen jüdisch-politischen Partei nothwendig erheischen.

Hier könnte der „Realpolitiker" seine Brochüre schließen, und er hätte, was schon viele andere vor ihm gethan, den Juden ein genaues Ziel abgesteckt. Er begnügt sich aber nicht damit, er will wie ein gewissenhafter Generalstäbler auch den genau ausgearbeiteten Plan vorlegen, damit die Marschbereiten — wenn es auch nur viele solche gäbe! — auf dem bestimmten Wege ihr Ziel erreichen. Diesen Weg bezeichnet er: „Arbeit nach außen, Arbeit nach innen." Die äußere Arbeit bestehe darin, „die verloren gegangenen Sympathien der Oeffentlichkeit dem Judenthume wieder zu gewinnen." Dieser Satz sollte nicht an die Spitze gestellt werden. Der könnte Missverständnis erzeugen und das Gegentheil dessen, was der Verfasser beabsichtigt, zur Folge haben. Was ist denn unser Grundfehler, was ist unsere Assimilation, unser Anschmiegen anderes als das Streben nach Sympathie? Nein, erst arbeiten, seine Kraft zeigen, für sich thätig sein, und der Erfolg bringt die Sympathie. Werden wir geschätzt, gesucht sein, braucht uns um die Sympathie nicht bange zu sein. Annehmbarer ist der Gedanke der Selbsterziehung. Reinigen wir unsere Gesellschaft von Auswüchsen, befreien wir uns von nationalen Fehlern, welche den am wenigsten Nationalen von allem Jüdischen einzig und allein am meisten geblieben sind. Mit andern Worten: Ueben wir die Verantwortlichkeit, die dem Einzelnen für die Gesammtheit und der Gesammtheit für den Einzelnen aufgebürdet wird, zu unserer Selbsterziehung und Selbstveredlung aus und machen uns ebenbürtig der christlichen Welt nicht in den modernen Lastern, sondern in unsern alten Tugenden. Eine berechtigte Warnung ist es, dass wir auf religiösem und nationalem Gebiete uns strenge Reserve auflegen, da ist viel von gedanken- und characterlosen Scriblern auf Rechnung des Judenthums, das ganz unschuldig daran ist, gesündigt werden. „Durch ein derartiges systematisch durchgeführtes Verhalten auf religiösem, nationalem und socialem Gebiete wird sich die jüdische Partei die Neutralität vieler Kreise sichern und das Wohlwollen mancher erlangen.

Mit der äußern Thätigkeit muss die innere Hand in Hand gehen und dafür wird mit richtiger Erkenntnis die sociale Erziehung der jüdischen Kreise gefordert; da herrscht wirklich eine ernste Unwissenheit und Rückständigkeit, denn die liberale Presse, welche zumeist von den Juden gelesen wird, tritt wenig für die Forderungen des Mittelstandes, dem die Masse der Judenheit angehört, ein; Belehrungen und Aufklärungen nach dieser Richtung durch Vereine und Versammlungen werden für die Massen nicht abgehalten, socialdemokratische und christlich-sociale Versammlungen können sie nicht besuchen, daher bleibt die große Mehrheit der Juden von der erfrischenden Zeitbewegung abgeschlossen, und gegen den christlichen Mittelstand zurück.

Neben der innern socialen Erziehung verlangt die „Realpolitik" vollkommene Gleichstellung im Staate und zwar Subventionirung des isr. Cultus durch den Staat, eine Vertretung der Juden und des Judenthums in allen Stellen der Legislative. Was noch ein besonders beachtenswerter Wunsch — der leider ein frommer Wunsch bleiben dürfte — ist die Einführung der Sabbatruhe der Juden gegen die Sonntagsruhe der Christen. Ganz verlockend und bestrickend führt die „Realpolitik" diese Umwandlung ohne jeden Zwang vor und vergisst nicht die Vortheile einer solchen Theilung für jüdische und christliche Beamte darzuthun, doch so selbstverständlich das einem Rabbiner und frommen Juden erscheint, so sehr jeder Wohlgesinnte dem zustimmen wird, so dürfte dieser Punkt nicht so sehr an dem guten Willen der Regierung eine Schranke finden, zumal ja in Galizien für jüdische Etablissements die Sabbatruhe bewilligt wurde, aber die Juden in unsern Gegenden selbst werden das größte Hindernis dazu bilden. Sie haben sich der Sabbatruhe so sehr entwöhnt, dass sie gar nicht mehr wissen und einsehen, welche schwere Schädigung sie sich körperlich, geistig und moralisch zufügen, welche physische und nervöse Ueberanstrengung gerade die Juden durch die Vernachlässigung des Sabbat sich aufladen, wie sehr das religiöse Leben, die religiöse Erziehung, ja die ganze Religion darunter leidet. Die Juden haben jeden Idealismus dadurch verloren, dem Materialismus sich ganz in die Arme geworfen und in der Meinung, dass das Geschäft darunter leiden könne, werden sie die ersten gegen eine Sabbatruhe, selbst wenn dafür ihnen der Sonntag freigegeben wird, protestiren, denn sie wollen andererseits auch mit den Christen nach christlicher Art Sonntag halten; nach jüdischer Art Sabbath halten, haben sie bereits verlernt.

Die „Realpolitik" ist mit ihrer Arbeit zu Ende, und wahrlich, es ist des Guten und Beherzigenswerten auf diesen kleinen Raum so viel,

so klar und deutlich, so wohlgeordnet und so anziehend zusammengebracht, dass wir nur mit dem Gefühl der Befriedigung und Dankbarkeit die Schrift aus der Hand legen, um sie jedermann ohneweiters in die Hand drücken und dringendst empfehlen zu können. Wird sie aber auch gelesen werden? Wird sie einen Eindruck auf unsere Großen, auf unsere Geister, auf die Häupter und Führer machen, oder wird sie ungelesen bleiben und die jüdischen Makulaturberge von so vielen wertvoll Geschriebenen und ungelesen Gebliebenen noch vermehren? Fast möchten wir das Letztere befürchten, da das unglückselige „Jüdische" auf dem Titel steht — ein Horror jüdischer Leser! — Die Brochüre braucht Agitatoren, und es ist eine große und wichtige Frage, ob nicht mancher Rabbiner besser seinen Platz ausfüllen, ersprießlicher seine Aufgabe für das Judenthum erfüllen würde, wenn er, wie es die christlichen Geistlichen auch thun — die Kanzel mit der Tribüne und Gotteshaus mit dem Gasthaus vertauschen würde. Da würde er wenigstens nicht vor leeren Bänken und theilnahmslosen Zuhörern sprechen und könnte für seine Ideen Propaganda machen. Soll der Realpolitiker wirken und reale Politik unter uns Juden machen, muss sich erst dafür eine mehr als papierne, eine lebendige Propaganda in Bewegung setzen.



Der synagogale Gottesdienst.

Dargestellt von Dr. M. H. Friedländer.

(Fortsetzung.)

Das Mincha-Gebet an Wochentagen besteht aus Aschere, Schemone esre und Tachnun; das Maarib-Gebet hingegen aus Wehu rachum Borchu, Hamariw Arowim, Ohew Amo Isroel nebst dem Schema, ferner aus Emes weemuno, Haschkiwenu, Boruch, Jire enenu und Schemone eßre nebst Olenu. Freitag Abends werden nach dem Mincha Schemone eßre die Psalmen 95—99 gebetet. Diesen folgt das bekannte Sabbathlied „Lecho dodi", das R. Salomo Halewi (Alkabez) verfaßt hatte. Dasselbe trägt auch akrostisch seinen Namen „Schelomo Halewi". Nach Beendigung dieses herrlichen Liedes werden die Psalmen 92, 93 gesungen und das Kaddisch vorgetragen. Dann folgt das für Sabbat bestimmte Maarib-Gebet, bei welchem das Wehu rachum, Boruch Adonai leolom und Jiru enenu weggelassen, hingegen „Uferos olenu" und Weschomru vorgetragen werden.

Nach der Tefilla etc. wird der talm. Abschnitt Bame madlikin gelesen, weil darin die drei Fragen, welche für jeden Hausvater angeordnet sind, vorkommen.

Mit dem Kiddusch (der Segen über den Wein) und Olenu schließt der Abendgottesdienst am Freitag. Der Grund, warum angeordnet wurde, den Segen über den Wein, Kiddusch, auch in der Synagoge zu sprechen, ist folgender: Es gab nämlich in der talm. Zeit viele arme, obdachlose Personen, die in den Vorhallen oder angrenzenden Lehrzimmern der Synagoge sich aufhielten, wo sie gespeist wurden; daher fand man es für zweckentsprechend dieser Leute wegen daselbst — in der Synagoge — das Kiddusch zu sprechen. (Pasach. 101 a.) Obwohl im Laufe der Zeit Ort und Bestimmung der Synagoge bedeutend modificirt worden, wodurch selbstverständlich das Sprechen des „Kiddusch" in der Synagoge gegenstandslos geworden, hat man den doch einmal sanctionierten (Minhag) Brauch aus dem Gotteshause nicht entfernen wollen. Man sorgte für die Beibehaltung desselben dadurch, indem man vorgab, dass der Kidduschwein für Augenleidende ein Präservativmittel sei. (Vgl. Tur O. Ch. 269 *)

Das „Nischmas", des Sabbatmorgengottesdienstes wird schon Berach. 59, Pes. II. 8 Taanit 6. 2. erwähnt. Simon ben Schetach soll diese Hymnen verfasst haben. Im Talmud Pes = ibid wird diese Hymne Birchos haschir genannt. Die Gebetstücke Hakol joducha, El Adon, Lael, wie überhaupt die täglichen Tißborach zurenu, El boruch u. a. m. gehören einer späteren Zeit an. Nach Beendigung des Schacharisgebetes findet am Sabbath wie an Festtagen das Vorlesen aus das Thora „Kriat hathoro" statt.

Das beim Ausheben der Thora übliche Gebet besteht aus Wajehi binsoa (4 B. M. 10. 35.) und der Berich Scheme, das dem Sohar P. Wajakhel 206, a entnommen ist. Letzteres ist in chaldäischer Sprache geschrieben.

Nach der Thoravorlesung wird das aramäische Jekum Purkon, ein Segen, der in Babylonien, zur Zeit, als die jüdischen Academien blühten, für die Schulhäupter gesprochen wurde, recitiert. Beim Einheben der Thora wird das Gebet für das Wohl des Landesfürsten gesprochen Der Ursprung dieses schönen, von Patriotismus und Loyalität zeugenden Brauches ist schon im Talmud zu finden. (Joma 69. a.) Nach

*) In der modernen Zeit ist das Vortragen das Kiddusch in der Synagoge leider wieder zweckentsprechend geworden, da es sehr viele, nicht nur arme, obdachlose, sondern auch recht begüterte Leute gibt, die den „Freitagabend" nicht zu Hause bei der Familie sondern im Gasthause verbringen.

Beendigung dieses Gebetes wird uwnucho jomar (4. B. M. 10 36.) u. s. w. gesagt und die heilige Lade geschlossen. Sodann wird das aus sieben Benedictionen bestehende Mussaphgebet verrichtet. Nach Beendigung desselben wird Pitum hactores, das die beim Räucherwerk gebrauchten Ingredienzen aufzählt, gesagt, dem folgt das Haschir, d. i. ein Verzeichnis der Psalmen, die täglich im Tempel zu Jerusalem von den Leviten gesungen wurden. (Vgl. die letzte Mischna im Talmud) Das Amar Eliezer ist der Schluss im Tractate Berach. Das von R. Samuel, dem Vater des R. Jehuda Hachasid verfasste Lied Anim semirot bildet den Schluss des Musafgottesdienstes *) Viele in diesen herrlichen Liede vorkommenden Bilder und Gleichnisse sind dem Hohenliede entnommen.

Beim Minchagebete am Sabbat werden Aschere uwo lezion Goël, dann der Vers Waani sefilosi gebetet, hierauf wird die erste Parascha des nächstfolgenden Wochenabschnittes in drei Abtheilungen vorgelesen. Nach dem Einheben der Thora wird die aus sieben Benedictionen bestehende „Tefillah" gebetet. Das Zidkoscho zedek wird nur dann am Sabbath gesagt, wenn an Wochentagen Tachnun gebetet wird. —

In der „Tefilla" des Maaribgebetes wird Atta Chonantonu eingeschaltet. Den Schluss dieses Abendgottesdienstes bilden die Gebetstücke Wijehi noam, Weatto Kodosch, Wejiten lecho — letzteres ist aus verschiedenen Versen der heiligen Schrift zusammengesetzt. — und die Hawdala. Der Brauch der Hawdala soll von den Männern der großen Synode herrühren (Berach 33 a. erwähnt.)

Am Rüsttage des Neumondes werden beim Minchagottesdienste einige für den Versöhnu ngstag verfasste „Selichot" gebetet. Diesen Brauch soll Rabbi Isak Lorja eingeführt haben. Viele haben sogar an diesem Tage gefastet, der von R. Moses Kordovero den Namen „Jom Kippur katan" erhalten hatte, weil an demselben um Vergebung der im abgelaufenen Monate begangenen Sünden gebeten wird. (Peri Chadosch zu O. Ch. 417.)

In die „Tefilla" des Maaribgottesdienstes wird "Jaale wejowo" eingeschaltet; ebenso in die „Tefilla" des Morgengebetes. Auch Hallel wird am Rosch Chodeschgebetet und aus der Thora der Feier entsprechende Abschnitt gelesen. Die Tefillen werden vor Beginn des Mussaphgebetes abgelegt.

---

*) Das Musaf wird überhaupt nur an Sabbath, Festtagen und Rosch Chodesch gebetet, weil an diesen Tagen einst im heiligen Tempel zu Jerusaleum ein eigenes Musaf-Opfer dargebracht wurde. An die Stelle dieser Opfer trat nach der Zerstörung des Tempels das Gebet.

Die „Tefilla" für das Maarib- Schacharit- und Minchagebet am Neujahrsfeste Rosch Haschana, besteht aus sieben Benedictionen. Die Mussaph-Tefilla dieses Festes haben wir bereits besprochen. Dieses Fest wird in der Liturgie als „Jom hasikoron," Tag der Erinnerung und als „Jom teruah", Tag des Posaunenschalles bezeichnet. Gefeiert wird dieses Fest am ersten und zweiten Tischri.

Am Rüsttage des Versöhnungsfestes wird schon beim Minchagottesdienste von jedem einzelnen das Sündenbekenntnis Oschamnu und das alphabetische Al Chet leise gesagt. Das „Atto jodea rose olom stammt von Rab ab. (Joma 87,) Das „Elohai ad schenozarti" hatte R. Hannuna verfasst.) (Joma ibid.) Das erwähnte Sündenbekenntnis wird beim Maarib-, Schacharit-, Mussaph- und Minchagebete des Versöhnungstages beibehalten.

Das Maaribgebet, das mit „Kol Nidre" beginnt, enthält interessante Selichos. Das Schacharitgebet besteht — die Tefillah ausgenommen — sonst aus dem gewöhnlichen Feiertagsgebet. Die Einschaltungen für Neila sind zum Theil schon im Talmud (Joma 87) zu finden.

Die Gebete der drei national historischen Feste, Scholosch regolim Peßach, Schabuot und Sukkot bleiben sich mit Ausnahme der Jozerot fast gleich. In die „Tefilla" des Peßachfestes wird „seman cherusenu", die Zeit unserer Freiheit, in die des Schabuotfestes „seman matan torosenu," die Zeit der göttlichen Offenbarung am Sinai und in die des Sukkotfestes, „seman simchosenu", die Zeit unserer Freude eingeschaltet.

IV.

Keriat Hatoro — Vorlesung aus der Thora.

Die Institution der Thoravorlesung, die doch bekanntlich den wichtigsten Theil des synagogalen Gottesdienstes bildet, soll nach talmudischer Behauptung eine uralte sein. Es heißt nämlich im 'eruſ. Talmud Megilla IV. 15. b. Moses habe angeordnet, daſs an Sabbath-Feier- und Nemondtagen ein Abschnitt aus der heiligen Schrift in Gegenwart der Gottesversammlung verlesen werde.

Der Schriftgelehrte Esra gieng dann einen Schritt weiter, indem er diese zweckentsprechende, Herz und Gemüth beseligende Anordnung auch auf Sabbath Abends, Mincha, wie auf den zweiten und fünften Tag in der Woche ausdehnte. Esra hatte damit nichts anderes beabsichtigt, als die Kenntnis der Thora zu verbreiten und die Begeisterung für dieselbe im Volke, welches er, als es aus dem babylonischen Exil befreit wurde, in die alte Heimat zurückgeführt, wachzurufen.

In Babylonien, wo die Israeliten nach der Zerstörung des ersten Tempels ungefähr siebzig Jahre im Exile weilten, war die Kenntnis

der Thora, der religiösen Wissenschaft aus ihrer Mitte geschwunden. Sie suchten sich mit den Babyloniern und später mit den Persern zu assimilieren, buhlten sclavenmäßig um deren Gunst und glaubten sich dieselbe dadurch zu erwerben, indem sie ihre eigene Religion, ihre Traditionen, Sitten und Bräuche verleugneten, alles sorgfältig vermieden, was ihre Herkunft und Abstammung verrathen hätte, während sie den babylonischen und persischen Sitten und Bräuchen huldigten. Was Wunder also, dass die herrlichen und erhabenen Lehren der Thora gänzlich vergessen wurden!

Dass diese Selbstverleugnung traurige Folgen für sie hatte, lehrt die Geschichte Hamans, der den Moment umsomehr für geeignet hielt, sein sich vorgestecktes Ziel, die Vernichtung Israels, erreichen zu können, als er mit Bestimmtheit darauf rechnen zu können glaubte, dass in Israel, aus dessen Mitte die Kenntnis der Thora gänzlich geschwunden war, niemand im Stande sein werde, seine lügenhaften Verleumdungen und falschen Behauptungen gründlich zu widerlegen.

Aber in der Haupt- und Residenzstadt Susan lebte damals denn doch ein frommer Jude, der es vielmehr offen zur Schau trug, sich stolz einen Juden „Isch Jehudi" nannte, der seinen Namen nicht veränderte und seine Herkunft nicht verleugnete; ein Mann, der sich nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch durch Charaktergröße und Seelenadel auszeichnete und der Hamans Pläne vereitelte, indem er dem Könige die Ueberzeugung verschaffte, dass gerade die Juden zu seinen treuesten, opferwilligsten Unterthanen gehören, dass sie sich durch Loyalität und Patriotismus auszeichnen, und dass nicht sie, sondern Perser es waren — Bigtan und Teresch — die ihm, dem Könige nach dem Leben trachteten.

Als nun später die Exulanten die Erlaubnis erhielten, in ihr Vaterland wieder zurückzukehren, war Esra, der Schriftgelehrte, vor allem bestrebt, sie für den Glauben der Väter, für die Thora zu erwärmen, zu begeistern. Er hielt in Gegenwart des ganzen Volkes eine Vorlesung aus der Thora, trug ihnen nicht nur die Glaubens- und Sittenlehren, nicht nur die Gesetze der allgemeinen Menschenliebe, sondern auch die Hygienie der Wohnung, Kleidung, Nahrung, Reinheit und auf die ganze Lebensweise des Menschen Bezug habende Vorschriften und Satzungen vor.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr das Volk, dass die Thora, deren Inhalt sie nicht mehr kannten, Gesetze enthalte, welche geeignet sind, das geistige und leibliche Heil und Wohl der Menschen zu fördern, und dass sie diese kostbaren herrlichen Schätze der Religion auf fremdem

Boden in so leichtsinniger Weise preisgegeben haben. Diese Wahrnehmungen verfehlten nicht einen solch tief erschütternden Eindruck auf die Gemüther zu bewirken, dass das ganze Volk in Thränen ausbrach. Da riefen ihnen Esrah und Nehemia tröstend zu: „Seid nicht so betrübt, denn die Freude in Gott, das feste Vertrauen auf Gott ist euere Kraft, euere Macht und Schutzwehr! Die Reue, welche ihr heute bekundet, beweist, dass ihr euch für den Glauben der Väter begeistert, dass ihr für die Verbreitung der Kenntnis der Thora nunmehr Sorge tragen und somit auch eurer hohen Aufgabe als „Reich von Priestern", als Träger der Gotteslehre, als Förderer der Humanität auf die glänzendste Weise entledigen werdet."

Man wird also jetzt leicht begreiflich finden, warum Esra auf das oftmalige Vorlesen der Thora ein so großes Gewicht gelegt. Uebrigens wird ja schon im fünften Buche Moses, der Behörde zur Pflicht gemacht, am Hüttenfeste des Erlassjahres der versammelten Gemeinde, in der auch Frauen und Kinder anwesend sein mussten, das Gesetz der Thora vorzulesen. (5. M. 31.)

Als sich das jüdische Volk in der nachexilischen Periode nicht mehr der hebräischen, sondern der aramäischen Sprache als Umgangssprache bediente, und es viele Idioten gab, denen das Hebräische eine Terra incognita war, so sah man sich genöthigt, einen Uebersetzer (Meturgamon) anzustellen, der jedesmal den vom „Kore" Thoravorleser in hebräischer Sprache verlesenen Abschnitt in der aramäischen Sprache verdolmetschen und erklären musste. R. Jacob b. Ascher schreibt (O. Ch. 145): „In der talmudischen Zeit war es Usus, den vorgelesenen Vers jedesmal durch einen Uebersetzer der der hebräischen Sprache unkundigen Masse zu verdolmetschen und zu interpretieren". Nach der Behauptung des Talmud soll die Thora in Esra's Zeiten in aramäischer Sprache dem Volke gegeben worden sein. (Sanchedr. 21 b)

Dass die Institution des Meturgamon eine allgemein beliebte war, beweist der Umstand, dass selbst die nicht aramäisch redenden Gemeinden dieselbe aufrecht zu erhalten eifrigst bestrebt waren, so die griechisch redenden Gemeinden im achten Jahrhundert. Im byzantinischen Reiche entstand im sechsten Jahrhundert unter den Juden ein heftiger Streit. Ein Theil derselben wünschte sehnlichst, dass der Vorlesung aus der Thora und den Propheten eine griechische Uebersetzung der Abschnitte für die Unkundigen und für das weibliche Geschlecht vorhergehen solle.

Die Frommen aber, vorzugsweise die Gesetzeslehrer opponierten entschieden dagegen, da sie sich durchaus nicht entschließen konnten, sich

beim Gottesdienste der Sprache ihrer Peiniger zu bedienen. Dieser Streit *), der später größere Dimensionen angenommen haben mochte, dürfte meines Dafürhaltens auch viel dazu beigetragen haben, dass man dann die aramäische Uebersetzung gänzlich wegließ.

Ursprünglich, in der talmudischen Zeit, musste jeder zur Thora gerufene selber den betreffenden Abschnitt vorlesen. Dieser Usus wurde aber später alteriert. Es hat nämlich viele gegeben, die wohl zur Thora gerufen zu werden wünschten, aber nicht die Fähigkeit besaßen, aus derselben correct den Abschnitt vorlesen zu können. Man sah sich daher genöthigt, die Function der Thoravorlesung dem Vorbeter zu übertragen. (Tur. O. Ch. 741.)

Nichtsdestoweniger berichtet R. Ephraim b. Isak der Große aus Regensburg, dass in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts der Usus des Selbstlesens in Griechenland und in der Lombardei noch fortbestanden habe. In Deutschland und Frankreich hingegen hatte zu jener Zeit schon der Vorbeter die Wochen- und Festabschnitte aus der Thora vergelesen. (Ar. Serua h. Sabb. Nr 42.)

(Schluss folgt.)



Das Aschenbrödel in der jüdischen Literatur.

Von Dr. H. E. Kaufmann, Rabbiner in Virovitica (Slavonien).

(Schluss).

Wie fällt aber die Beantwortung dieser Frage aus? „Unphilosophisch" müssen wir behaupten. Damit es nämlich nicht heiße, so lautet die Antwort im Sohar, wie in vielen kabbalistischen Werken jüngerer Zeit, dass mit dem En-sôf nur die Möglichkeit, aber nicht die Realität der Erscheinungswelt, beziehungsweise des Alls mit inbegriffen sei, ließ das En-sôf mittelst der zehn Sephiroth die Welt des Scheines emanieren, welche sich aber zum wahren Sein so verhält, wie das Kleid zu dessen Träger. Es mag nun in der That diese Art von Lösung der schwierigsten Weltprobleme dem Denker als kindisch erscheinen. Allein es war dies bei den weit über Gebühr gefeierten griechischen Philosophen

*) R. Nitronai erließ folgendes Gutachten: Diejenigen, welche die aramäische Uebersetzung verschmähn und eine Uebersetzung der Umgangssprache verlangen, erfüllen nicht ihre Pflicht. Uebrigens kann es ihnen gestattet werden, von noch Jemanden die Thora auch in ihrer Sprache verdolmetschen und interpretieren zu lassen (O. Ch 145.)

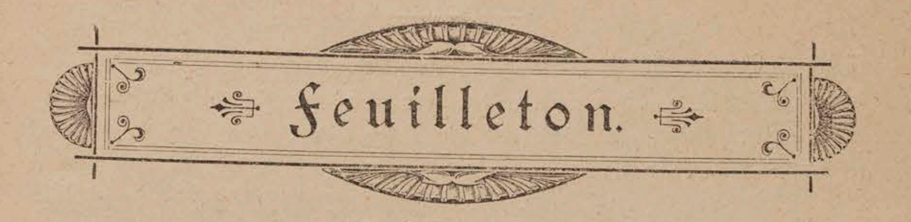
nicht anders. Demokrit, der gefeiertefte und hervorragendste Vertreter der Atomisten=Akademie der Alten, mit dessen Anschauungen und Lehren sogar ein Theil der modernen Naturphilosophen noch heute rechnet, griff nicht minder zu einem kindischen Ausweg und Auskunftsmittel, sich ein alltägliches und doch merkwürdiges Phänomen erklären zu können. Die Verschiedenheit des Geschmackes nämlich erscheint Demokrit sehr auffallend und einer ernsten Betrachtung würdig. Dies macht dem griechischen Weisen alle Ehre. Denn wer nur ein wenig mit dem heutigen Stand der chemischen Wissenschaft vertraut ist, weiß nur zu gut, dass bei der Analyse nicht so die Qualität als die Quantität der Grundstoffe, wie Säure und dergleichen in Betracht kommen.

Diese ernste Frage, welche in Wahrheit von großer Bedeutung ist, reihet sich in ihrer Tragweite jener großen Frage der Kabbalisten würdig an, welche nach der Erscheinungswelt Zweck und Ziel forscht. Aber so enttäuschend die Lösung des Weltproblems bei den Kabbalisten ist, so kindisch muss uns die Antwort Demokrit's auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage nach der Verschiedenheit des Geschmacks erscheinen. Mit dem Steckenpferd seiner Atomistik will Demokrit das Problem des Geschmacks lösen. Sind die Atome oder Urtheilchen, so lehrt der gefeierte griechische Denker, scharf und spitzig, so schmeckt der Gegenstand, der aus diesen Atomen zusammengesetzt ist, sauer und herb, sind jedoch die Urtheilchen eines Gegenstandes rund, dann schmeckt dieser Gegenstand süß. Eine plumpere Antwort auf eine in der That sehr ernste Frage als diese hier, dürfte kaum jemals gegeben worden sein. Nichtsdestoweniger hat Demokrit liebevolle Bearbeiter gefunden, während unsere modernen Schriftsteller die Kabbala gar nicht beachten, höchstens ein geringschätziges Lächeln für sie haben. In frühern Decennien haben es ein Laudauer und ein Jellinek der Mühe werth gefunden, sich mit dem Studium der Kabbala ernstlich zu beschäftigen. Und während bei Landauer das biographische Element in den Vordergrund tritt, hat Jellinek s. A. sein ganzes Augenmerk auf die Materie der Kabbala selbst gerichtet, und sich sogar bemüht, das große Publikum mit dieser Materie vertraut zu machen. Es sind auch später wohl Versuche nach dieser Richtung gemacht worden, aber sie durften auf keinen Erfolg rechnen, weil sie von unberufener Seite ausgegangen waren. Den besten Versuch, eine gemeinverständliche Darstellung der Kabbala zu liefern, unternahm der gelehrte Rabbiner Dr. Ph. Bloch in Posen. Da aber die Redaction der „Jüdischen Literatur seit Abschluss des Kanons“, in deren Verlag Dr. Bloch's „Geschichte der Entwicklung der Kabbala und der jüdischen Religionsphilosophie“ erschienen ist, von

ihren Mitarbeitern verlangt, dass sie sich so kurz als möglich bei den für die Redaction bestimmten literarischen Arbeiten fassen mögen, so kann auch Dr. Bloch's Arbeit, so interessant und gelehrt sie auch sonst sein mag, nicht auf Vollständigkeit Anspruch erheben. Und doch wäre es des Schweißes der Edlen werth, wenn die hervorragenden Geister im Judenthum, welche an des Judenthums geistigen Bau emsig mitarbeiten, die Kabbala aus ihrem Schlupfwinkel hervorholten und sie fortab nicht mehr als Aschenbrödel geringschätzig behandelten. Denn die große Frage, die sich aus Descartes Dualismus ergeben und infolgedessen die occasionalistischen Schulen Geulinx und Melebranches hervorgerufen worden ist, — diese große Frage hat bereits Jahrhunderte vor Cartesius die kabbalistischen Denker eifrig beschäftigt.

Es ist dies die bekannte Frage: Wenn das All aus Geist und Materie zusammengesetzt ist, wie kommt es, da doch festgestellt ist, dass Geist und Materie sich gegenseitig ausschließende Begriffe sind, dass sie gemeinsam wirken? Wie kann der Geist die Materie bewegen, diese todte Masse durch den Geist wirken? Bei den Kabbalisten gab die Emanation den Schlüssel zu dieser verwickelten Frage, während die Occasionalisten „ein wunderbares Eingreifen der Gottheit" annehmen. Da sieht man am besten, dass in diesem Punkte die Kabbalisten viel logischer, philosophischer und ernster an die Lösung der Weltprobleme traten, als die Occasionalisten. Doch ist der occasionalistischen Schule ein besseres Los zutheil geworden, als der Kabbala. Denn während die größten Denker der Neuzeit viel Zeit der Erklärung der occasionalistischen Lehren und Anschauungen widmen, schläft in neuester Zeit unsere Kabbala ganz ruhig den Schlaf des Gerechten und Niemand kümmert sich um sie. Wir möchten daher an die großen Verlagsgesellschaften Tuschia und Achiasaf unsern Appel richten, nicht minder an die Verlagsbuchhandlung Brandeis in Prag, welche die jüdische Volksbibliothek herausgiebt. Diese Verlagsgesellschaften könnten in der That dem Einen oder dem Andern ihrer ausgezeichneten Autoren den Auftrag geben, eine Gesammtdarstellung der kabbalistischen Philosophie in gemeinverständlicher Form zu liefern. Es würde dies eine Bereicherung der jüdischen Literatur bilden, um die sich die betreffenden Verleger gewiss verdient machen würden. Die Kabbala hingegen, welche gegenwärtig als Aschenbrödel behandelt wird, wird dadurch den ihr gebürenden Platz in der jüdischen Literaturgeschichte erlangen und ihr geistiger Gehalt wird anerkannt werden müssen, wie in der Sage Aschenbrödel endlich durch seine Tugend strahlte.





Das Leben und Wirken Rabban Gamaliel's II.

Nach den Quellen neu bearbeitet von H. Karl in Lemberg.

„Liebe das Handwerk, und hasse die Herrschaft", und: „Wehe der Herrschaft, die ihren Inhaber begräbt", lauten die Aussprüche unserer Weisen. Welch tiefer Sinn liegt in diesen Sätzen! Welch hohen Begriff müssen die Träger dieser Sentenzen von einem Herrscheramte gehabt haben, und wie schwierig und bedenklich erschien ihnen eine solche Stellung! „Liebe das Handwerk, und hasse die Herrschaft". Warum? Weil, während du beim Betreiben eines Handwerkes für deine Handlungen niemandem Rechenschaft schuldest, es nicht geringe Pflichten sind, die du dir mit der Annahme einer herrschenden Stellung auferlegst, und nicht unbedeutend die Verantwortlichkeit ist, die du beim Antritte eines solchen Postens auf dich lädst. „Wehe der Herrschaft, die ihren Inhaber begräbt". Denn während du vermittels deiner herrschenden Stellung Ruhm und Ehre zu erwerben hoffst, zwingt dich dein Amt oft zu Handlungen, die von den großen einsichtslosen Volksmassen missverstanden werden, und du erntest dann als Lohn für deine besten Absichten Tod, Verbannung oder ewige Brandmarkung deines Namens. Wir erinnern blos an einige bekannte hervorragende Männer des Alterthums, an einen Themistokles, Scipio maior, Julius Cäsar, Hannibal, welchen allen ihr Vaterland seine Existenz oder seine Größe verdankte, und denen dennoch für ihre edlen Thaten ein sehr unwürdiger Dank zutheil wurde. Einem ähnlichen Missverständnisse fiel auch der Mann zum Opfer, dessen Lebensbeschreibung wir uns hier zur Aufgabe gemacht haben. Auch dieser suchte als Synhedrialpräsident die Wohlfahrt seines Volkes zu fördern, musste aber, weil er hiebei rücksichtslos verfuhr, nicht allein die Schmach der Absetzung einmal erdulden, sondern blieb auch von der Nachwelt nicht mit ihrem Tadel verschont, indem sie dessen lautere Absichten als blos durch selbst-

süchtige Beweggründe veranlasst, erachtete. Um jedoch die Haltung dieses Mannes richtig zu verstehen, erachten wir es als geziemend, vorher einen flüchtigen Blick auf die Lage der Juden nach der Zerstörung des zweiten Tempels zu werfen.

Traurig war das Los Israels nach dem Falle seiner Hauptstadt und der Zerstörung seines Heiligthums. Ein Theil von ihnen war in Gefangenschaft gerathen, die sie theils dem Tode, theils der Sclaverei oder schweren Zwangsarbeiten in den Bergwerken entgegenführte. Ein anderer Theil u. zw. diejenigen, die im römischen Reiche zerstreut lebten, waren allerhand Plakereien ausgesetzt, indem Volkshass sich mit Herrschergelüsten vereinigte, um deren elendes Dasein zu verkümmern. Ein dritter Theil des Volkes endlich befand sich im Zustande der Verzweiflung. Die unläugbare Thatsache, dass die Stadt, die Gott selbst „zu seinem Aufenthalte erwählt", zu einem Trümmerhaufen, der Tempel, durch den sie in unmittelbaren Verkehr mit Gott zu treten glaubten, ein Raub der Flammen wurde, sowie der Umstand, dass sie ihre Hoffnungen auf das Erscheinen des Messias und die Offenbarung des Himmelreiches wie einen herrlichen Traum zerflossen sahen, hatten ihre Kraft gänzlich gebrochen und ihnen den Muth völlig benommen. Viele dieser letzteren suchten daher ihr Heil im Anschlusse an die junge christliche Secte, welche aus der Vernichtung des jüdischen Staates für ihre Lehre Vortheil zu ziehen wusste. Am besten verhältnismäßig war noch das Schicksal der Gesetzeskundigen, die sich an Rabban Jochanan ben Sakai anschlossen. Dieser erkannte nämlich mit richtigem Blicke, dass Israel mit dem Verluste seines Staatswesens nicht nothwendig zu leben aufgehört, indem die Religion, in der sich damals das gesammte Volksleben concentrierte, den Mangel an einem Staatswesen zu ersetzen geeignet war und als solche das Dasein der Nation auch für die Zukunft ermöglichen konnte. Deshalb wurde er auf die Nachricht vom großen Staatsunglück der Tempelzerstörung weniger niedergeschlagen und suchte auch demgemäß seine Freunde zu trösten. Es blieb ihm aber auch nicht verborgen, dass mit dem Verluste des Tempels der Mittelpunkt der religiösen Bestrebungen verloren gegangen, und ein neuer Mittelpunkt nöthig geworden war, und suchte einen solchen in der Thora und in einem Synhedrium als deren Vertretung, das er zu Jabneh — die Erhaltung dieses Ortes hat er sich, wie erzählt wird, nebst der Erhaltung der Nachkommenschaft R. Gamaliel's des Ersten bei Vespasianus persönlich erbeten — niedersetzte, zu schaffen. Seine Wahl war glücklich getroffen. Denn abgesehen davon, dass die Thora als Quelle der Religion sich am besten für einen Mittelpunkt eignete,

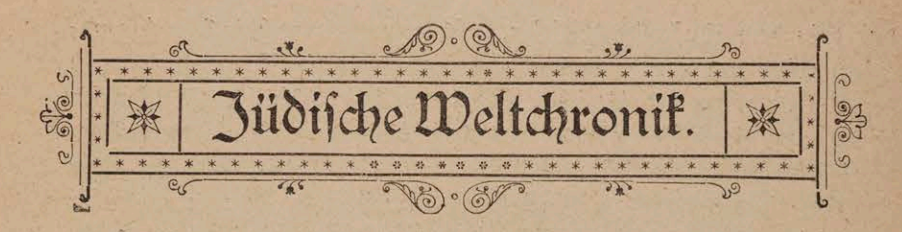
konnte das Synhedrium seinem Zwecke noch einen besonderen Vortheil bieten. Da nämlich die Synhedrialinstitution in früherer Zeit, weil das Synhedrium im Tempel seinen Sitz hatte, als Bestandtheil des Tempelwesens betrachtet wurde, so konnte auch das von b. Sakai gestiftete Synhedrium, das dieser nicht als neues, sondern als Fortsetzung des alten gelten ließ, als Reliquie des Tempels vom Volke verehrt werden und solcher Gestalt, die für einen Mittelpunkt erforderliche Bedeutung erlangen. Zu diesem Zwecke stattete er auch sein Synhedrium oder Lehrhaus zu dessen Oberhaupt er selbst ernannt wurde, mit gewissen Vorrechten gegenüber anderen Gerichtscollegien aus. So ließ er am Neujahrstage, der auf einen Samstag fiel, in Jabneh ähnlich wie früher im Tempel die Posaunen ertönen, obwohl in anderen Orten an dem auf einen Samstag fallenden Neujahrstage dieser Gebrauch nicht geübt werden durfte. Ferner lag dem Synhedrium in Jabneh die Pflicht ob, die Neumondstage entsprechend den Ergebnissen aus der Beobachtung der Mondsichel anzuberaumen sowie die Schaltjahre anzuordnen. Während nun auf diese Weise das Unternehmen b. Sakais die glücklichsten Folgen zu versprechen schien, ergab sich von anderer Seite her eine Gefahr, wodurch das Religionsgebäude völlig zusammenzustürzen drohte. Es war nämlich seit den Zeiten Hillels und Schamais zwischen deren Schulen aus unbekannten Gründen ein Gegensatz entstanden, der besonders bei der Behandlung des Gesetzes grell hervortrat, indem die einen erlaubten, was die anderen verboten, wobei in der Regel die Schamaiten der strengeren Richtung, die Hilleliten der milderen sich zuneigten. Die dadurch im Gesetze hervorgerufene Verwirrung schildert eine Tradition mit folgenden bezeichnenden Worten: „Als sich die Schüler Schamais und Hillels mehrten, entstanden zahlreiche Streitigkeiten unter Israel und die einzige Thora glich zwei Thoroth". Dieser für den Bestand der Religion sehr bedrohliche Zustand erschien den Einsichtigen nach dem Untergange des Staates besonders bedenklich, da jetzt das Leben der Nation von dem Bestande der Religion gänzlich abhieng und der Sturz der letzteren nothwendig auch die Auflösung der ersteren zur Folge haben musste. Gleich nach dem Einzuge b. Sakais und seiner Freunde in Jabneh begann man auf ein Mittel zu sinnen, vermittels welches diesem Uebelstande abzuhelfen wäre, und kam auf den Gedanken, einmal für allemal eine Entscheidung treffen zu lassen, ob in religiösen Streitigkeiten die Ansichten der Schamaiten oder die der Hilleliten als maßgebend anzuerkennen seien. Keine der beiden Parteien jedoch war bereit, diese Ehre zu Gunsten der anderen aufzugeben, und es wird erzählt, dass drei

Jahre hindurch sie einander diese Ehre streitig machten, bis endlich eine himmlische Stimme — was damit gemeint wird, ist bis nun nicht ermittelt worden — den Streit zu Gunsten der Hilleliten entschied. B. Sakai hatte jedoch dadurch sein Ziel, die Herstellung der Eintracht unter den Gesetzlehrern, wie wir später hören werden, nur unvollkommen erreicht. Dieses Werk fortzusetzen und zu Ende zu führen, blieb seinem Nachfolger auf dem Präsidentenstuhle R. Gamaliel II. überlassen. Aus dem Leben dieses Mannes sind uns nur wenige Züge überliefert, jedoch genügen dieselben uns von dessen Charakter und Bedeutung einen klaren Begriff zu geben. Als Sohn des R. Simon b. Gamaliel I., des Präsidenten der Nationalregierung während der Revolution, gehörte er einer adeligen Familie an, indem dieselbe ihre Abkunft vom Könige David ableitete, und überdies die Ahnen R. Gamaliel's seit Hillel sämmtlich die Würde des Synhedrial-Präsidenten inne hatten. Sein Geburtsort und Geburtsjahr ist unbekannt. Dies jedoch ist gewiss, dass er bereits vor dem Untergange des Staates lebte und seinen Wohnsitz in Jerusalem hatte. Das furchtbare Unglück seines Volkes, die Tempelzerstörung hatte einen so schmerzlichen Eindruck in seinem Gemüthe zurückgelassen, dass selbst in spätern Jahren die Erinnerung daran seinen Augen bittere Thränen entlockte. Er war ein Mann von lauterem Charakter und echter Religiosität, in welcher Hinsicht er nach dem Beispiele seiner Vorfahren stets mit größerer Strenge gegen sich selbst als gegen andere verfuhr. Bezeichnend für seinen Charakter ist sein Ausspruch: „Wer sich der (menschlichen) Geschöpfe annimmt, dessen nimmt sich der Himmel an", sowie die fast väterliche Liebe, mit welcher er seinen Sclaven Tabaj behandelte, dem er gerne den Freibrief ertheilen wollte und nur mit schwerem Herzen sich dem Gesetze fügte, das ihm, seinem Willen zu gehorchen, nicht erlaubte. Was seine geistigen Fähigkeiten anlangt, war er als Jünger b. Sakais in allen Abtheilungen der jüdischen Gesetzlehre wohlbewandert und blieb auch den sonstigen Wissenschaften nicht fern. Namentlich beschäftigte er sich mit den mathematischen Wissenschaften und muss auch, abgesehen von der hebräischen, einer fremden Sprache (wohl der griechischen) mächtig gewesen sein, da er persönlich mit den römischen Behörden verkehren musste und oft auch genöthigt war, Disputationen mit Heiden zu halten.

Mit solchen Eigenschaften ausgestattet in Verbindung mit seinem Familienadel war er nach dem Tode seines Lehrers der geeigneteste Mann zu dessen Nachfolger auf dem Präsidenten-Stuhle. Dass er nicht schon bei der Gründung des Synhedriums zu Jabneh statt b Sakai zu dessen Oberhaupte erwählt wurde, dafür wollen manche die Ursache ent-

weder in dem Umstande erblicken, dass er damals noch in sehr jugendlichem Alter stand, oder in der Annahme, dass die Römer gleich nach der Unterwerfung des jüdischen Staates mit argwöhnischen Blicken die Ernennung eines Sprößlings aus dem königlichem Hause zum Synhedrialoberhaupte betrachtet hätten, und die Juden deshalb einen Conflict mit der römischen Regierung vermeiden wollten und lieber b. Sakai, der zum Kaiserhause in freundschaftlichen Beziehungen stand, erwählten. Wir aber glauben, den Grund für R. Gamaliels damalige Zurücksetzung darin zu finden, dass das Synhedrium b. Sakais ursprünglich in keinem größeren Ansehen stand, als die sonstigen, in verschiedenen Orten zerstreuten Gerichtscollegien, — für welche Behauptung auch der Umstand spricht, dass Ben. Sakai nicht gleich den früheren Synhedrialhäuptern den Titel Naßi sondern den eines Gerichtsoberhauptes (Rosch beth din) führte — und man auch die Oberhauptsstelle nicht für einen so bedeutenden Rang hielt, dass man nur einen Nachkommen der Präsidentenfamilie zu deren Bekleidung für würdig erachtet hätte, das Synhedrium da b. Sakai seine Entstehung verdankte, so war es natürlich, dass demselben auch der Rang eines Oberhauptes gebürte. Als nun nach dem Tode b. Sakai's seine Schüler über den ferneren Aufenthalt in Uneinigkeit geriethen, indem R. Elaser b. Arach sich nach Damasis begab, während die anderen Jabneh zu ihren Aufenthalte wählten, gehörte ohne Zweifel auch R. Gamaliel zu den letzteren. In Jabneh angekommen, wurde R. Gamaliel bald zum Nachfolger seines Lehrers auf dem Präsidentenstuhle erhoben. Ueber die Zeit und Art seiner Ernennung verlautet nichts in den Quellen. Es dürfte jedoch nicht lange nach dem Tode seines Lehrers geschehen sein, und man versetzt gewöhnlich seine Ernennung in das Todesjahr b. Sakai's das ist 3833 der Ara mundi, welches dem Jahre 73 christlicher Zeitrechnung ertspricht. Obschon R. Gamaliel von seinem Amte kein Gehalt bezog, und dieses gleich dem der Staatsbeamten der römischen Republik lediglich als Ehrenamt galt, — bei den letzteren freilich nur den Namen nach — so wurde nichtsdestoweniger dieses auf das Gewissenhafteste verwaltet, indem er behufs Rechtspflege und Aufrechterhaltung der sonstigen Religionsgesetze Rundreisen unternahm, ein Beispiel, welches wir bei anderen Völkern erst im Mittelalter namentlich unter Karl dem Großen nachgeahmt finden.

(Schluss folgt.)



Entführung jüdischer Kinder durch das Kloster in Krakau.

Abgeordneter Dr. Byk stellte an den Minister Dr. Pientak nachstehende Interpellation: „Das jüdische Mädchen Michalina Araten, welches nach dem der politischen Behörde bereits vorgelegten, vom General-Gouverneur in Warschau und dem österreichischen Consulate beglaubigten Geburtsscheine das vierzehnte Lebensjahr noch nicht zurückgelegt hat, wurde am 30. December v. J. von einer Wäscherin in das Felicianer-Kloster in Krakau geführt und dortselbst derart in Gewahrsam gehalten, dass selbst die Eltern des Mädchens trotz wiederholter nachdrücklicher Reclamation ihr Kind nicht einmal wiedersehen konnten.

Auch die Schritte des Vaters bei den politischen und gerichtlichen Behörden blieben in dieser Beziehung ohne Erfolg, denn die Krakauer Polizei-Direction sah sich blos veranlasst, von der Klosteroberin einen Revers entgegenzunehmen, worin die Haftung übernommen wurde, dass Michalina Araten bis zur Entscheidung der Behörden im Kloster verbleiben werde.

Beim Einschreiten des Strafgerichtes erwies sich jedoch selbst dieser Revers illusorisch, denn das genannte Mädchen ist seit dem 27. Januar l. J. aus dem Kloster verschwunden, und ein Zeuge behauptet, aus dem Munde der Frau des Klosterportiers es vernommen zu haben, dass zwei Nonnen am gedachten Tage die Michalina Araten aus dem Kloster weggeführt hätten.

Die öffentliche Meinung ist durch diese Kloster-Affaire, welche dem in jeder Ethik, jeder Religion und in jedem Gesetze tiefwurzelnden Vaterrechte geradezu hohnspricht, und wobei der gebotene Schutz seitens der competenten Behörden sich als höchst unzulänglich erweist oder aber ganz versagt, um so beunruhigter, als diese Affaire durchaus nicht vereinzelt dasteht, sondern leider in Galizien geradezu typisch geworden ist.

Unreife Mädchen werden im Kloster zurückgehalten, so beherbergt das Krakauer Felicianer-Kloster jetzt ungefähr 60 derselben, dem nachforschenden Vater wird die Thür gewiesen, und die Obrigkeit „erhebt“ den Gegenstand gewöhnlich bis zu dem Punkte, wo das Kind geheim-

nisvoll in ein entlegenes Kloster gebracht wurde. Erfährt der Vater, oft nach Jahr und Tag, den Aufenthaltsort seines Kindes, dann kann er mit gleichem Erfolge seine Bemühungen wieder beginnen.

Vater Araten hat den Schutz der obersten Central-Behörden in Wien angerufen und sprach auch bei Sr. Excellenz dem Herrn Minister Dr. Pientak vor.

Die Tagesblätter, welche über die Audienz berichteten, enthielten die äußerst befremdliche und ganz unglaubwürdige Mittheilung, dass der Herr Minister die Antwort gegeben haben soll: An den Pforten des Klosters höre das Wirken der Staatsgewalt auf.

Auf Grund dieses Sachverhaltes beehre ich mich, an Se. Excellenz den Minister Dr. Pientak die Anfragen zu stellen.

1. Was hat die Regierung schon gethan und was gedenkt dieselbe noch zu verfügen, um den geschilderten Mißständen abzuhelfen?

2. Hat Se. Excellenz diese Antwort wirklich ertheilt und — eventuell — wie wäre dieselbe mit dem in Oesterreich geltenden Gesetze zu vereinbaren?

Auf diese Anfrage antwortete Minister Dr. Pientak sofort in folgenden Sinne: „Vom rechtlichen Standpunkte kommen in dieser Frage drei Momente in Betracht: der Glaubenswechsel, der Schutz der väterlichen Gewalt und endlich das etwaige strafgesetzliche Moment. In erster Beziehung ist das Alter des zurückgelegten vierzehnten Lebensjahres entscheidend, und es muss daher der legale Nachweis umsomehr abgewartet werden, als der Vater in seiner ersten Eingabe behauptete, dass seine Tochter 15 Jahre alt wäre. Jetzt, wo der Beweis erbracht ist, dass das Mädchen Araten noch das vierzehnte Lebensjahr nicht zurückgelegt hat, kann von einer Taufe desselben nicht die Rede sein. In zweiter Beziehung ist hervorzuheben, dass die Krakauer Polizei den ersten Aufenthaltsort des seinen Eltern entwichenen Mädchens ausgeforscht und letzteren angegeben hat, dass sie es an vielfach vermittelnder Thätigkeit nicht fehlen lies, um das Mäd- zu einem Wiedersehen mit seinem Eltern zu bestimmen, was am hartnäckigen Widerstande der Michalina Araten scheiterte. Diese Polizei-Behörde forscht auch jetzt mit allem Eifer nach dem gegenwärtig unbekannten Aufenthaltsorte des Mädchens. In Beziehung der Frage, ob nicht eine strafgesetzlich verpönte Entführung des Mädchens oder dessen gewaltsame Zurückhaltung im Kloster stattgefunden habe, sei die strafgerichtliche Untersuchung eingeleitet und wird mit Energie geführt. Die Behörden haben demnach Alles gethan, was an ihnen lag. Was die Audienz betrifft, muss es der Minister als unwahr

zurückweisen, daß er die alberne Antwort gegeben haben könnte, „an den Pforten des Klosters höre die Staatsgewalt auf.“ Der Minister habe darauf verwiesen, daß in erster Beziehung die Ressortminister berufen sind, das Geeignete zu verfügen, daß er aber auch seinerseits der Sache nachgehen werde, was er auch gethan hat, denn er schrieb sofort an den Statthalterei=Delegaten in Krakau und habe bereits von demselben einen ausführlichen Bericht erhalten.“

Vom Abg. Kareis erhält die „N. F. Pr.“ folgende Zuschrift:

„Die verehrliche Redaction würde mich durch Veröffentlichung nachfolgender Zeilen zu bestem Danke verpflichten:

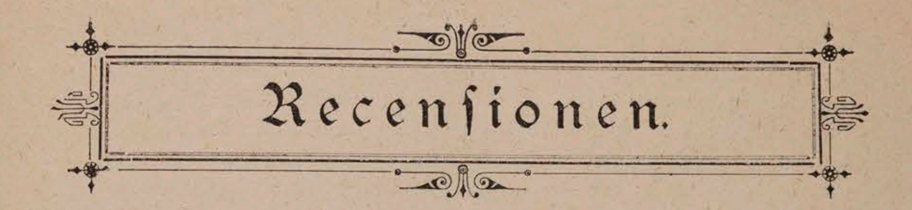
Die von Sr. Excellenz dem Minister für Galizien, Herrn Dr. Pientak, in der Sitzung des Polen-Clubs vom 24. d. M. abgegebene Erklärung, er habe die ihm zugeschriebene Aeußerung: „An den Klosterpforten höre die Staatsgewalt auf,“ nicht gemacht, muß ich — unter der Voraussetzung, daß die diesbezüglichen Zeitungsberichte zutreffend sind — als der Wahrheit widersprechend bezeichnen.

Der Herr Minister für Galizien hat diese Aeußerung, halte er sie nunmehr für albern oder nicht, thatsächlich vorgebracht, und sein etwas verspätetes Desaveu ändert durchaus nichts an dem bedauerlichen Factum, daß derlei Ansichten in einem Rechtsstaate überhaupt und von einem Minister insbesondere gehegt und ausgesprochen werden können.

Wien, am 25. Februar 1900.

Reichsraths=Abgeordneter Kareis.“

Wien. Die „Wiener Abendpost“ veröffentlicht heute das folgende Communiqué: „Der Herr Minister Dr. Pientak ermächtigt uns zu der Erklärung, daß er die Aeußerung, „an den Klosterpforten höre die Staatsgewalt auf“ — eine Aeußerung, welche ihm neuerlich in einem vom Reichsrath=Abgeordneten Hofrath Kareis an verschiedene Blätter gerichteten Briefe zugeschrieben wird — nicht gethan hat. Se. Excellenz hat lediglich ein vom genannten Herrn Reichsraths=Abgeordneten gestelltes Begehren auf Veranlassung der Durchsuchung eines Klosters dahin beantwortet, daß die Vornahme einer Durchsuchung in einem Nonnenkloster mit Rücksicht auf die Klosterregeln bedeutenden Schwierigkeiten begegne.“ Eine Durchsuchung kann unseres Wissens nur vorgenommen werden wegen des Verdachtes eines Verbrechens oder Vergehens. Es ist uns aber nicht bekannt, daß die Strafproceß-Ordnung in einem solchen Falle für Nonnenklöster besondere Cautelen festgesetzt.



Recensionen.

VI. Jahresbericht der israel. theologischen Lehranstalt in Wien für das Schuljahr 1898/99.

Aus dem Berichte entnehmen wir mit Befriedigung das zunehmende Gedeihen der Anstalt und die steig wachsende Zahl der Hörer. Es sind 27 ordentliche und 2 außerordentliche. Auch der Lehrplan zeigt ein zielbewusstes Vorgehen, die Hörer für ihren Beruf tüchtig auszubilden, worauf noch der Umstand deutet, den der Rector mit besonderer Befriedigung hervorhebt, dass die Anstalt eine kleine Synagoge zur Abhaltung eines eigenen Gottesdienstes mit Predigt für die weiter fortgeschrittenen Candidaten bekam. Der Ernst, mit welchem die Gegenstände an der Anstalt behandelt werden, wird uns einigermaßen nahegelegt, wenn wir die an die Spitze des Programmes gestellte Arbeit des Prof. Dr. Adolf Büchler lesen: „Die Tobiaden und die Oniaden." Wiewohl wir überzeugt sind, dass der Prof. nicht in gleicher Weise den Hörern die jüdische Geschichte vortragen wird, da dieses mehr Methode der Geschichtsforschung als Geschichte wäre und für die Hörer einerseits zu schwer wäre, anderseits den Zweck des Geschichtsunterrichtes weit überschreiten würde, so schließen wir doch aus der Art dieser Arbeit auf den Fleiß und den Ernst, den der Professor auf das Studium der Geschichte verwendet, und der den Hörern nur zugute kommen wird. Die Arbeit, die Dr. Büchler sich gewählt, ist keine leichte, und ob er mit seinem Resultate zu Ende gekommen, wollen wir und er selbst nicht behaupten, aber er hat in diese dunkle und stark verworrene Partie hineingeleuchtet und es wird ihm am Ende noch gelingen, ein klares ganz zweifelloses Resultat zu Tage zu fördern. Die Arbeit behandelt in drei Hauptabschnitten die Geschichte der Tobiaden, die Juden in Aegypten und die Gründung des Oniastempels und zum Schluss das II. Makkabäerbuch und seine Quellen. Gegen die gewöhnliche Annahme gelangt der Verfasser in seinen Untersuchungen zu der Erkenntnis, dass Jason, Menelaos und Alkimos nicht hohe Priester, sondern die politischen Vorsteher Judeas mit dem Titel archieren waren und ihre Würde vom Könige Syriens erhielten, daher auch abgesetzt werden konnten. Sie hatten an den König einen gewissen Betrag als jährliche Abgabe zu zahlen, der durch Ueberbietung von Seiten der Bewerber um die Würde allmälig zu einer ansehnlichen Höhe stieg. Nicht blos der Tobiade Simon, auch schon dessen Vater Josef, der den Nichtjuden näher stand, als den Jerusalemern und wahrscheinlich aus der nichtjudäischen Bevölkerung eines samaritanischen Bezirkes stammte, bekleidete das Amt bereits zur Zeit, als Judäa noch eine ägyptische Provinz war unter Ptolemäus Epiphanes und Philopater. Er benutzte seine einflußreiche Stellung um die Steuern von ganz Cölesirien zu pachten, wodurch die Macht und das Ansehen seines Hauses rasch wuchsen. Durch die Familie der Tobiaden, für die eine samaritanische Erzählung wahrscheinlich die Hauptquelle ist, wurde der Hellenismus in Judäa besonders gefördert. Der Hohepriester Onias, welcher mit seinem Anhang auf Seiten der Aegypter stand, wurde zur Flucht nach Aegypten gezwungen: hier wohnten schon Juden unter dem ersten Ptolemäer, welche sich wahrscheinlich als

Soldaten einreihten. Mit der Herrschaft der Tobiaden im engsten Zusammenhange steht die Gründungsgeschichte des Oniastempels, welche Büchler in ein helleres Licht zu stellen sucht. Seiner Ansicht nach war der Tempel, der mit Zustimmung des ägyptischen Königs von den Feldherrn Onias gegründet wurde, um eine Vereinigung der Juden zu bewerkstelligen, nicht jüdisch, sondern samaritanisch. Was die Quellen betrifft, so verwirft Büchler die Annahme neuer Forscher, welche das zweite Makkabäerbuch für eine gegen die Hasmonäer Simon und Jonathan gerichtete, auf der bloßen Umgestaltung des ersten Makkabäerbuches beruhende Tendenzschrift ohne geschichtlichen Wert halten, und weist nach, dass der erste Theil des Buches von einem Samaritaner verfasst und von einem Juden in seinem Sinne bearbeitet wurde. Die Arbeit, welche von großer Belesenheit des Verfassers und besonderer Gewissenhaftigkeit in Durchforschung aller Quellen zeugt, nichtsdestoweniger nicht wenig Hypothesen aufweist, hat die Aufmerksamkeit aller Geschichtskenner und Geschichtsforscher auf diesen dunklen Punkt gelenkt und diese werden sicherlich bald als Mit- und Hilfsarbeiter sich einstellen, so dass das Capitel der Tobiaden in der Geschichte bald ein anziehendes sein dürfte und den Dank dafür wird Dr. Büchler nicht zum kleinsten Theile verdient haben. K.

Thabor, Betrachtungen über die Haftaras vom ganzen Jahre von Rabb. Josef Nobel, Frankfurt a. M., Kaufmann 1899.

Es ist nicht das erste und einzige Buch, welches sich mit den Haftaras vom ganzen Jahre beschäftigt. Das beste und gediegendste dieser Art ist es zweifellos. Man kann aufschlagen wo immer und lesen welche Betrachtung immer, sie ist fesselnd geistreich. Es ist keine Predigt, kein Vortrag und keine Vorlesung, aber man gewinnt immer den Eindruck als ob man einen beredten, verständigen Erklärer der Schrift hörte und ihm gerne zuhörte. Der Sprecher wendet keinen der bekannten Kunstgriffe der Rhetoriker an, er hascht nicht nach Effect, wiewohl er nicht die Gelegenheit vorübergehen lässt, auch die Zeit, die Gegenwart in sein Gespräch hineinzuziehen Vielleicht ist es die einfache ungesuchte Art zu erklären und oft den Zusammenhang mit der Sidra zu finden, bei gewählter und nicht gesuchter Sprache und die innige Religiosität, die aus dem ganzen spricht, die einen so wohlthuenden Zauber auf den Leser übt und ihn gefangen nimmt. Wenn wir eins anders wünschten, aber nur im Interesse der Lesbarkeit des Buches wäre es, die wiederholten „Haschem“ und Haschemcompositionen statt Gott und Gottesbezeichnung bei einer zweiten Auflage beiseite zu lassen und lieber Gott zu schreiben und ebenso nicht hebräisch-deutsche Wortcompositionen zu machen. Entweder spricht man deutsch oder hebräisch. Der Verfasser spricht ja so schön deutsch und es schadet dem Buche, wenn er es jüdisch-deutsch macht. Er will damit sich allerdings als einen Schüler Hirsch documentiren, jedoch selbst die größten Verehrer Hirsch's werden Hirsch gerne lesen, aber das Hirsch deutsch, bez. Jüdisch-deutsch nicht loben. Das Hebräische kann ganz gut als Anmerkung unter dem Striche stehen und oben liest man deutsch, zumal die Juden jetzt mit Iwri-deutsch nicht mehr gut beschlagen sind.

K.

Druck von Adolf Löwy in Bilin.